

Sturm am Schwarzsee

Autor(en): **Dutti-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 33

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647244>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sturm am Schwarzsee

Von Maria Dutli-Rutishauser

Wenn auf der Staffalp die Alpenrosen blühen, trägt der Sommer die kleinen, scheuen Blümlein höher empor. Sie decken die Weiden am Schwarzsee wie ein einziger Teppich, gewoben aus dem tiefen Blau der Enziane, dem Rot der Steinnelken, darin die vielen gelben Flecke der Anemonen und Steinbrech leuchten. Wasser murmeln durch die Steine und äzen das blühende Wunder. Sie kommen von den Gletschern her und sind kalt wie der Schatten des Matterhorns, das hoch über der Blumenwiese von Schwarzsee steht.

In diesem Garten hütete Sabina die Schafe. Sie weiß nicht, daß sie wie geschaffen ist, die Idylle dieser Gegend zu verkörpern, wenn sie auf dem Felsblock sitzt und die Schäflein ihr zu Füßen liegen. Sie meint, die Fremden schauen nach ihren Tieren, und sie freut sich darüber. Mit ihren 18 Jahren hat sie noch nichts lieben gelernt als diese weißen Schafe, die ihre Einsamkeit teilen, und deren Fell weich und warm ist, wenn der Sturm sie alle in die Hütte drängt. Sie ist gern da oben, es dünkt sie, mit den Bergen sei es schöner zu leben als mit den vielen Menschen in Zermatt. Mit den Bergen kann man schweigen und reden; sie sind immer da.

In der Kapelle „Maria zum Schnee“ betet Sabina morgens und abends. So hat sie die Mutter geheißt, ehe sie dies Jahr wieder mit den Schafen zum Schwarzsee aufstieg. Ja, das tut sie schon, aber wovor die Mutter so bangte, das wußte Sabina nicht. Brav sein tut eins schon da oben, wo niemand ist der es ärgert.

Einmal aber in diesem Sommer, als wieder ein Gewitter vom Monte Rosa über die Gletscher niederfuhr, ist Sabina erschrocken. Sie kauerte mit den Schafen unter dem Vordächlein der kleinen Kapelle, und weil sie müde war, schlief sie ein. Blitz und Donner schreckten sie nicht. Sie waren ein Teil ihres Lebens da oben. Wie sie aber aufwachte, sah sie Fremde vor sich,

die offenbar auch vor dem Wetter geflohen waren. Männer waren es, junge Burschen, die lachend auf das verlegene Mädchen schauten.

Sabina strich sich die Haare aus dem Gesicht. Sie stand auf. Die Schafe drängten sich an sie. Aber der Regen prasselte mit Schnee nieder, sie mußten bleiben. — Das Lachen der Burschen verwirrte das Mädchen. Gar als sie zu reden anfangen, dünkte es Sabina, sie sollte gehen können. „Schönes Kind“, sagten sie und wollten sie an der Hand halten. Sie griff in die Wolle eines Schafes und fühlte sich rot werden. Sie hätte die Burschen fortweisen mögen, aber die Kapelle bot jedem Schutz, der zu ihr kam.

Langsam, mählich kam Sabina der Gedanke, die Mutter wisse wohl um die Gefahren, und sie begriff auch, weshalb sie beten sollte. Und wie einer das Schaf verjagen wollte, das sie hielt, wurde der Stolz in ihr wach und der Mut. Sie fühlte keine Verlegenheit mehr. Flammend stand sie und wies mit ausgestrecktem Arm nach dem Wege.

„Geht fort, ihr! Laßt mich im Frieden!“

Sie lachten noch immer. Frecher wurden ihre Blicke, ihre Hände.

Da schrie Sabina. Der Sturm verwehte ihre Stimme. Die Männer aber erschrafen. Wenn eines so schreit, ist es in Not. Das merkten sie noch.

Sabina aber ging an ihnen vorbei, den Kopf gesenkt, die Hände verkrampft. Als sie beim Seelein war, sah sie, daß der Schneesturm die Blumen alle zugedeckt hatte. Verwüftet war alles, was vor einer Stunde noch wie ein Wunder geblüht hatte.

Da schüttelte ein Weh das junge Kind. Ihm war, alle Gärten der Erde seien verblüht und über den Garten ihrer Jugend sei ein Reif gefallen.

Brief an die unbekannte Freundin

Von Peter Surava

Seit drei Wochen warst Du verschwunden. — Natürlich, Du kannst tun und lassen was Du willst. Was sollte Dich auch bewegen, mir irgendwie Deine Abwesenheit zu erklären! — Obgleich mein Tagewerk wie sonst ablief und Deine Abwesenheit mich weder verzweifelt noch hoffnungslos machte, zog doch eine gewisse Leere in diese Tage. Etwas fehlte mir, erfüllte mich sogar manchmal mit einer kleinen Unruhe, die mich dazu verleitete, die Ausgeglichenheit meiner Schritte und Blicke, die Ruhe, die ich meinem Wesen so sorgsam zu wahren trachtete, zu verlassen und mich dabei zu ertappen, daß ich Dich suchte, ohne es selbst zu wissen.

Und heute habe ich Dich wieder gesehen. Ich wartete auf das Tram, ging einige Schritte auf und ab und plötzlich sah ich Dich. Wie ein scheuer Gruß streiften sich unsere Blicke und blitzschnell suchte ich nach Veränderungen in Deinem Gesicht, die mir den Grund Deiner Abwesenheit hätten erklären können.

Warst Du krank? In den Ferien?

Was tut es, was kümmert es mich! Ich bin dankbar, daß Du Dich wieder in meinem Lebenskreis bewegst. Und ich sehe dieses feine, verstehernde Lächeln um Deinen Mund: Du bist da — ich freue mich! Mehr will ich nicht. Ich kenne Deinen Namen nicht, weiß nicht, wo Du wohnst und was Du tust. Trotzdem sind wir uns in einer freien Ungebundenheit ver-

bunden, die vielleicht schöner und wertvoller ist als das, was die Menschen die große Liebe oder Leidenschaft nennen.

Unsere Freundschaft dauert nun ein Jahr. Noch haben wir kein einziges Wort zueinander gesprochen. Als ich im Tram einmal von meiner Zeitung aufblickte, trafen sich unsere Augen. Der Gedanke, Dein Gesicht schon einmal gesehen zu haben, verließ mich seither nie, doch, sei unbesorgt, er wird nie in die blöde Frage halbwüchsiger Jünglinge ausmünden: Wir kennen uns doch? — Gewiß, wir kennen uns: Vielleicht fand ich in Dir das Bild, das meine Wünsche in mir geformt haben und das jeder Mann in sich trägt.

Trotzdem ist unsere Freundschaft eine Illusion ohne Illusionen! Vielleicht würde sie eines Tages, bei den ersten Worten, die wir wechseln könnten, zerplatzen wie eine schöne, schillernde Seifenblase. Das wissen wir beide, und unsere Begegnungen, die sich nicht um Zeit und Raum kümmern und wie Regentropfen auf den harten Boden dieses Lebens fallen, bewegen sich in einem ganz bestimmten Rahmen, den wir nie sprengen wollen.

Gewiß, ich könnte Dich ansprechen. Andere Wege beschreiten. Ich unterlasse es, nicht weil ich schüchtern bin, sondern im sichern Bewußsein, uns beiden damit etwas zu erhalten, was zart und gut ist. Vielleicht auch, um einem Weg bewußt auszuweichen, den wir nicht so zufrieden und unbeschwert beschreiten könnten, wie den unsern.